

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 34 (1930-1931)
Heft: 17

Artikel: Der Rebenkasper [Schluss folgt]
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670112>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXIV. Jahrgang

Zürich, 1. Juni 1931

Heft 17

Auf dem Weg.

Viel Zeitgenossen treibt die Welt
Mit dir empor auf dem großen Feld.
Es schwillt aufs neue stets ihr Saft
Und setzt sich um in lebendige Kraft;
In Ringen und Haschen mit Haupt und Hand,
In Lieben und Hassen, in Herz und Verstand.
Es treibt und drängt sich ab und zu,
Und teil am Wege nimmst auch du;
Lust mit, was jeder um dich tut,
Verlangst dein Recht, erwirbst dein Gut.
Es kennen dich viele von Haar und Gesicht,
Von Wuchs und Stimme, Beruf und Pflicht.
Du wirst geachtet, wirst geehrt,
Es halten dich manche besonders wert.
Doch selbst in der nächsten Freunde Verein

Im Innersten bist du allein.
Du teilst mit ihnen Leid und Lust,
Doch nicht das Eigenste deiner Brust.
Dein letztes, dein eigenstes Angesicht,
Dein heimliches Selbst, sie kennen es nicht.
Vielleicht erschrecken sie, es zu sehn,
Gewißlich würden sie's nicht verstehn.
Du bist ein Traum am lichten Tag,
Den keiner mit dir zu fühlen vermag.
Im vollsten Sonnenglanze fällt
Dein Schatten nur ins Aug der Welt.
Und erst da drunten im Schattenreich,
Da bist du allen für immer gleich.
Und was geheim gewesen du,
Die Erde deckt's verschwiegen zu.

Wilhelm Jensen.

Der Rebenkasper.

Erzählung von Alfred Hugenberg.

Im Hause des Neuhofers zu Niederreuti, bei dem ich einmal ein liebes Sommerjahr als Ackerknecht diente, das heißt, von der ersten Märztröckne an bis zu der Zeit, da die braunen Birnbaumblätter auf die keimende Wintersaat niederfallen, lernte ich ein eisgraues, eingewerktes Bänderlein kennen, zu dem mich bald eine besondere Zuneigung hinzog, obschon mir der Alte im Anfang durch seine verschlossene, eher abweisende Haltung dazu keinerlei Ursache gab.

Er war der Schwiegervater des wohlhabenden Hofbesizers, hatte aber im Betrieb nicht mehr

viel mitzureden, da er ausgekauft war und sich nur den Winkel im Hause und ein kleines Leihgedinge vorbehalten hatte. Seine Tochter war schon vor Jahren mit Tod abgegangen und hatte einer zwar wackeren, aber etwas räzgingigen und regierungslustigen Nachfolgerin Platz gemacht, die es immerhin verstanden hatte, sogar ihren Stiefkindern recht zu tun und sie dem Großvater zu entfremden.

Der Kasper¹⁾ schien sich mit der Rolle des

¹⁾ spr. Kasper.

Geduldeten, Vereinsamten seit lange abgefunden zu haben. Während ein anderer an seiner Stelle vielleicht bei den Diensthöfen Anschluß und Freundschaft gesucht hätte, hielt er aus angeborenem Bauernstolz mir und dem Melker gegenüber scharf auf Abstand und trug seine kleine Lebensbürde mit gelassener Selbstverständlichkeit allein.

Mit dem Bauer selber kam er leidlich aus, obgleich der ein Neuerer war und, wie der Kasper etwa in sich hineinbrummelte, die Hälfte des Hofeinkommens als Vehrlohn für Gescheitere auswarf, die nachher von seinem Pröbeln und Nebenaushausen gemächlich den Nutzen einfacken konnten. Der Neuhofer unterließ es zwar nicht, ihn bei jeder Gelegenheit, insbesondere wo es sich um eine Abweichung von der herkömmlichen Betriebsweise handelte, um seine Meinung zu befragen; es war jedoch sicher, daß die beiden nie am gleichen Strang zogen. Die Beratungen pflegten regelmäßig mit der mürrischen Bemerkung des Alten zu schließen: „Ach, so bauert halt in Gottes Namen nach der neuen Mode, der Hof ist ja Euer. Und zu erhalten werdet Ihr mich doch vermögen die paar Jährchen, die ich's noch treibe.“

Nur in einem Punkt blieb der Kasper eigensinnig, bis zur Stierköpfigkeit: wenn es sich um das Ausreuten des kleinen Weinberges an der Sommerhalde gegen Oberreuti hinauf handelte. Die vielen unmittelbar aufeinanderfolgenden Mißjahre, die überaus lästige Mehrarbeit, die die Bekämpfung der alljährlich auftretenden Blattkrankheiten erforderte, hatten den einst blühenden Weinbau auch aus jener Gegend in verhältnismäßig kurzer Zeit beinahe ganz verdrängt. Nur noch wenige Eigenbrödlern hielten auf den augenscheinlich verlorenen Posten aus, denn von einem auch nur annähernd dem Aufwand an Mühe und Unkosten entsprechenden Ertrag konnte jetzt um so weniger die Rede sein, als die armeligen Überbleibsel der ehemals geschlossenen Rebgegend der Unbill der Witterung und dem Vogelfraß nun doppelt ausgekehrt waren.

Dennoch hatte es der Neuhofer bis jetzt nicht über sich gebracht, entgegen den inständigen Vorstellungen, Bitten und Einreden des alten Bunderlings Hand an den letzten Rest seines Rebengutes zu legen. Man sagte mir im Dorfe, daß sich auf dem Neuhof der Kampf um die Sommerhalde nun schon durchs vierte oder fünfte Jahr hinziehe. Der Rebekasper, wie der Alte

etwa spöttelnd genannt wurde, habe schon selber zugegeben, daß ihn einzig nur die Sorge um seinen letzten Weinberg noch am Leben erhalte. Als höchsten Trumpf pflege er in seiner Bedrängnis jeweilen die Drohung auszuspielen: „An dem Tag, wo die Sommerhalde zu Schaden kommt, stelle ich etwas Ungutes an.“ Trotz seiner Gebrechlichkeit stoffte der Kasper vom frühen Frühling bis zur Weinlese fast jeden lieben Tag nach seinem Rebberg hinaus, um mit eifersüchtiger Gewissenhaftigkeit alle Arbeiten zu überwachen und mitunter noch selber Hand anzulegen. An Sonntagen hockte er, manchmal sogar bei Wind und Wetter, halbe Tage lang in dem baufälligen Rebhäuschen, wo er oft ganz laut mit sich selber schwatzte, oder mit Leuten, die er irgendwo in der Luft sehe.

Dieses Jahr sollte nun freilich der Rebekrieg seinen endgültigen Abschluß finden. Denn der Kasper hatte im vergangenen Herbst angesichts des traurigen Jahresertrages klein beigegeben. Ja, nun sei es Schluß, nun hätten ihn die Reben auch wild gemacht. Und er hatte hinter einem Schoppen der sauren Traubenbrühe im Hirschenwirtshaus vor vielen Gästen laut geprahlt, er werde im Frühling, sofern ihm die Gesundheit geschenkt sei, noch selber mit der Stockhaue ausrücken. Nein, ewig und noch einen Tag dazu lasse man sich doch nicht am Narrenseil führen.

Aber nun hatte da irgendein Wetterprophet in irgendeinem Winkelblättchen einen vollen Traubenherbst vorausgesagt, und der Alte beharrte steifer als je auf seiner Behauptung, daß sich auf die sieben mageren Jahre immer, wie zu Josephs Zeiten, und sozusagen nach der Uhr, auch die sieben fetten eingefunden hätten. Er hatte am Neujahrstag nach altem Brauch Reb-schosse ins Wasserglas gestellt, und sie hatten in der warmen Stubenluft einen reichen Traubenschuß gezeitigt. „Ein großer Schuß, ein kleiner Ruß,“ führte der Neuhofer zwar immer wieder überlegen an; doch versing diese Einrede beim Kasper nicht im geringsten, er konnte vielmehr daraufhin erst recht beherzt und halsstarrig werden. „Ein Bauer ohne Geduld, das ist ein Ding, das nicht über den Boden gehört,“ sagte er glatt heraus. „Und man wird's jetzt aller-nächstens erleben, daß diejenigen, die an den Reben gefrevelt haben, sich selber in die Nase beißen und wieder in den alten Guldenweg einrenken werden.“

Der Neuhofer gab auf derlei eifrige und lei-

denkschaftliche Reden in der Regel nur einsilbigen und kaum mißzuverstehenden Bescheid. „Ich stelle auf die anderen ab diesmal. Was die machen, das mach' ich auch. Lassen wir erst einmal den Schnee abgehen.“

Am ersten hellen Märztag, kaum daß der Boden an den Sonnenrainen zu trocknen anfing und die ersten Immen mit heftiger Geschäftigkeit um die gelben Huflattichblüten jurrten und summten, rückte der Kasper mit Hammer und Bretterabfällen aus, um, wie jedes Frühjahr, sein Rebhäuschen an der Sommerhalde wieder für ein Jahr zur Not regendicht zu machen. Der Bauer sah ihm vom Scheunentörchen aus blinzeln nach. „O du alte Einfalt“, sagte er zu sich selber. „Meinst du auch, wir werden nun ewig hinter deinen Grillen hertröttekn?“

Wenige Wochen später gab er mir eines Morgens die frischgestählte Reuthaue in die Hand. Ich werde wohl wissen, was ich damit anzufangen habe, meinte er mit einem sonderbaren Lächeln. Der Kasper, der inzwischen nach manchem harten Wortgefecht ziemlich klein und ergeben geworden war, saß auf dem Bänklein vor dem Haus und sagte kein Wort. Er rauchte sein Gipspfeifchen und blies starke Wolken von sich.

„Ja recht tief nehmen!“ rief mir der Meister noch nach. „Besonders die weißen, sie schlagen gern aus.“

Ich hatte an der Sommerhalde draußen noch kaum recht mit der Reutarbeit begonnen und erst die zwei untersten Zeilen niedergelegt, da stand unversehens der Kasper neben mir.

„Keinen Stock mehr! Es ist Befehl!“ keuchte er, ganz außer Atem vom schnellen Gehen. „Ich hab' noch drei Wochen bei ihm herausgeschunden. Er will abwarten, was der Herger im Wieshöfli mit seinem Stück an der oberen Halde macht.“

Ich wußte zuerst nicht recht, ob ich ihn ernst nehmen sollte, konnte aber schließlich doch nicht anders.

Weniger aus Überzeugung, als um ihm etwas Angenehmes zu sagen, äußerte ich auf dem Heimweg die Ansicht, daß ich auch bestimmt auf die Wiederkehr der guten Weinjahre rechne und daß ich deshalb, wenn der Rebberg mir gehörte, nicht einen Stock ausroden würde.

Auf dieses hin wurde der Alte mit einem Male aufgeräumt und zutunlich und fing an, dringlich und mit lebhaftem Gebärdenpiel auf mich einzureden. „Man kann es ihm nicht sagen,

das, was ich meine. Er ist taub. Seine Gedanken gehen einen anderen Weg als die meinig. Wenn Ihr eine Ahnung hättet, was da oben herum einmal für eine Herrlichkeit gewesen ist mit den Reben! Besonders in der großen Zeit, im Herbst, wenn an der Halde, im Altwingerten und am Reutisteig die Völler knallten! Wenn die Mädchen beim Traubenschneiden die alten, schönen Lieder sangen!

Und dann am Abend das Leben in der großen Sommerhaldentrotte, die jetzt auf Abbruch verkauft werden soll! Da standen auf dem unteren und oberen Boden die mächtigen Rufen, bis an zehn Saum groß, eine an der anderen, jede vom Trottenmeister mit dem Namen des Eigentümers säuberlich angeschrieben. War das ein Gedränge, ein Rufen, Sorgen und Raten, ein Gelächter und Späßemachen beim Traubenstoßen bis tief in die Nacht hinein! Das ganze Dorf bis auf das letzte Bein sah man da bei einander. Sogar die Alten und Bresthaften kamen heraus, und wenn sie an Krücken gehen mußten, um sich den Herbst anzusehen und miteinander zu schwätzen und zu prahlen von ihrer Zeit und von ihren großen Weinjahren, wo zwanzig Reben einen Eimer getragen und mehr, dazu ein Gewächs, von dem drei Schoppen genügt hätten, um den bestgeachteten Mann in den Straßengraben zu legen. — War das eine heimliche Aufregung und Eifersucht besonders unter den größeren Bauern und ihrem Anhang! Ein verstohlenes Hörcheln, ein wisperndes Fragen und Ausholen von Mund zu Mund: Wem wird man kränzen dürfen dies Jahr? Wer wird oben aus schwingen? Denn wer am meisten Trauben schnitt, dem fiel mit dem größten Gut auch die Ehre zu. Eine Ehr', die keiner billig gab und die auch auf die Rebfrau zurückfiel. Ja, der ganzen Verwandtschaft gab das einen Glanz, wenn die mit Efeu und Dahlien bekränzten Weinfuhren vor dem „Hirschen“ hielten, von der gesamten Dorfjugend begafft und bewundert. Denn bekränzen durfte seine Wagen jeden Herbst nur einer.“

Nach diesen Worten stand der Kasper unversehens still und sah mich, indem er sich an seinem Hackenstock fast kerzengerade aufrichtete, mit Siegeraugen an. „Wißt, der jetzt neben Euch steht, ist zehn Jahre hintereinander in Reuti Weinkönig gewesen!“

Mit dieser gewichtigen Mitteilung brach er unvermittelt ab, als wisse ich nun alles von ihm, auch das letzte. Schweigend schlurfte er

neben mir her; er war wieder eingekerkert und klein geworden wie vordem.

Erst als wir uns gemach dem Dorfe näherten, wallte es noch einmal in ihm auf. „Der Rebstock hat mich zu etwas gemacht,“ sagte er selbstbewußt. „Und seine Jahre werden noch einmal kommen, wenn wir ihm jetzt das Scheit halten! Es ist keine Zeit, sie kehrt wieder. Und mein Großbub, der Konrad, wird einmal Weinkönig sein in Reuti, wie ich es gewesen bin!“

Der Reuthofer empfing uns mit seinem spöttisch-überlegenen Lächeln, sagte aber kein Wort, bis der Kasper ins Haus gegangen war.

„Es ist die nächste Woche noch früh genug,“ meinte er dann ganz nebenbei. „Bis dahin hat der Herger im Wieshöfli seine Reben bereits zu Feuerholz aufgehackt.“

Ich machte an einem der darauffolgenden Tage im Beisein des Alten noch einen ernsthaften Versuch, den Bauer umzustimmen, hatte aber das sichere Gefühl, daß meine Rede glatt an ihm vorbeiging. Ohne mir zu widersprechen, gab er mir mit einem kurzen Seitenblick zu verstehen, daß ich hier nicht mitzureden habe, die Augen des Alten aber leuchteten mich derweilen wie aus einer verlorenen Tiefe herauf als seinen Retter und Engel an.

Am Sonntagnachmittag legte mir der Kasper nahe, ich möchte einmal mit ihm in sein Rebhäuschen hinaufkommen, er wolle mir da etwas sagen.

Auf dem Weg nach der Sommerhalde hinaus war er einsilbig und in sich gekehrt. Während er sich mühselig vor mir her den fahlen Weinberg hinaufarbeitete, blieb er mehrmals stehen und schaute trüben Blickes die Rebzeilen hinauf und hinunter.

„Er hat einen hölzernen Verstand, ich weiß es schon,“ sagte er kleinlaut, halb zu sich selber. „Es nützt alles nichts, der Herger und er sind einig. — Wenn ich Alf’ mir doch wenigstens ein kleines Geldlein zurückbehalten hätte, diesen Berg zu kaufen! — Man wird in fünfzig Jahren von dem großen Wesen, das einmal da in Reuti um die Reben war, nur noch als von einem alten Märlein erzählen. Alles wird tot und ab sein, gleichsam versunken in einem tiefen Wasser. Und die Hütte dort, die wird er auch abreißen. Was macht die für einen Staat, wenn keine Reben mehr da sind? Und ich hab es meiner Frau auf dem Totenbett versprochen, diese Reben und die Hütte Tag meines Lebens in Ehren zu halten.“

Oben bei dem verwitterten Schutzhäuschen angelangt, öffnete er mit zitterigen Händen das rostige Vorlegschloß, mit dem er den Riegel zur besseren Sicherheit versehen hatte. Er setzte sich nachdenklich auf die rohgezimmerte Wandbank, und ich nahm mit wenig Behagen ihm gegenüber Platz.

„Ihr müßt jetzt wissen,“ fing er nach einer Weile an, indem er sich etwas aufrempelte. „Ihr müßt wissen, daß der Krieg, den ich seit Jahr und Tag mit meinem Tochtermann führe, auch diese Hütte angeht, nicht die Reben allein. Wenn diese Hütte wegfommt, dann hat man mir die letzte Wurzel abgehauen.“

Ich mochte ihn ein wenig hilflos angesehen haben, denn er klaubte nun allerlei krause Worte zusammen, um sich mir verständlicher zu machen. „Mit dieser Hütte kann ich manchmal, wenn so mein Tag ist, verkehren wie mit einem Bekannten, der auch alt und überzählig geworden ist. Ich habe darin so viel liebe und schwere, ja beinahe heilige Dinge erlebt, daß — ja, ich will es jetzt doch darauf ankommen lassen, ob ein Mensch so etwas verstehen und richtig fassen kann. Ihm — er zeigte mit dem Daumen über die Achsel hinweg nach dem Reuthof hinab — ihm kann ich es auch jetzt in der Not nicht aufbinden. Er hat einen hölzernen Verstand.“

Nach dieser etwas mühseligen Einleitung erzählte mir der Alte, ohne sich ein einziges Mal zu unterbrechen, folgende kleine Geschichte:

Meine Wiege hat nicht im Reuthof gestanden, sondern da drüben in Oberreuti, wo mein Vater ein kleines Schuldengut umtrieb, zu dem auch diese Rebenhalde gehörte. Meine Mutter starb, als ich, der älteste von drei Buben, einundzwanzig zählte. Da keine Schwester da war, behalf sich der Vater in der ersten Zeit mit Haushälterinnen; aber er hatte Pech, die Weibsbilder beluxten ihn hinten und vorn, er mußte einer nach der anderen den Laufpaß geben.

„Nun, wenn mit den Alten nichts los ist, probiert man’s mit einer Jungen,“ entschied mein Vater. „Gleich aus dem Nest weg, sagt man immer, das ist das beste. Wenn eine dann schief gewachsen ist, kann man sie zur Not noch an den Pfahl binden und gerad ziehen.“

Das neunzehnjährige Waisenkind, das uns eine Base von Zenggenberg ein paar Wochen später ins Haus brachte, war nun freilich nicht schief gewachsen. Raum, daß ich mir die dreimal angesehen, war ich mit Raten fertig. Wenn ich

unter tausend Mädchen eines für mich zum Gernhaben hätte auslesen dürfen, ich hätte ohne Bedenken die Bene gewählt. Von der ersten Stunde an war ich in ihr Wesen verschossen und vernarrt. In ihre arme, scheue Jugend, in ihr rotgelbes Haar, in ihre Kirschenaugen, in ihren blanken weißen Hals. Ich mußte mir viel Gewalt antun, um sie nicht bei Tische und wo sie ging und stand, beständig anzugaffen und mir wohl an ihr zu tun. Aber wenn ich auch meine Augen knapp hielt, ich sah sie doch. Ich sah sie, wenn sie hinter meinem Stuhl vom Wandkasten zum Fenster ging, ich sah sie durch die Bretterwand hindurch, wenn sie in ihrer flinken Art in der Nebenstube hantierte. Und wenn ich abends müdgewerkt vom Feld heimkehrte, pflegten meine Schritte schneller und leichter zu werden, je näher ich dem Hause kam, als ginge es zu Tanz und Lustbarkeiten.

Dabei machte ich mir viele und schwere Sorgen darüber, ob denn so eine Sache letztlich zum guten End' kommen könne. Ich durfte meinen Vater ums Leben nichts merken lassen. Wie oft hatte er mir in Heiratsfachen schon zugeredet! Schier schriftlich hatte ich es ihm bei jeder Gelegenheit geben müssen, daß ich ein Kind ohne Baken nie auch nur mit einem Aug' ansehen würde.

Aber nun war halt die Bescherung da, und ich konnte und konnte nichts dafür. Und wenn ich auch meine Gedanken vor dem Vater wie hinter einer Mauer versteckt hielt, er mußte doch schon irgend etwas gemerkt haben. Wenn ich abends das Melkgeschirr in der Küche holte und mit der Bene kaum zwei, drei unnötige Worte verlor, stand er sicher schon an der offenen Tür, um mich zur Eile zu mahnen. Immer wußte er es so einzurichten, daß ich bei der Feldarbeit nie mit ihr allein zusammen war.

Und eines schönen Morgens überraschte er mich mit einer schwer bedeutsamen Mitteilung. Es habe ihn jetzt durch Tage und Wochen ungeschlafen gelegt, und er könne halt mit dem allerbesten Willen nicht drum herumkommen: ich müsse ein Jährchen oder zwei fremdes Brot essen. Kein Bauer, auch der anständigste und häuslichste, könne es im Leben auf einen grünen Zweig bringen, wenn er nicht zum wenigsten einmal über den Gartenhag hinaus gesehen und anderen Leuten und Gegenden etwas abguckelt habe.

„Und jetzt kommt da die schönste gereinteste Gelegenheit sozusagen wie vom Himmel herab-

geschneit,“ fuhr er mit erhöhtem Eifer fort. „Beim Vetter in Lenggenberg könntest du eintreten, es ist eine Karte da. Und eineweg nicht um den Gottswillen! Ich hätte mich nicht unterstanden, auch nur die Hälfte von dem zu verlangen, was er dir als Wochenlohn geben will. Da müßte einer Schuhnägel im Kopf haben, wenn er nicht mit beiden Händen zugreifen wollte. Besonders wenn man dazu an das andere denkt. An die Hauptsache, versteh mich! Ein Kerl, der die Nase mitten im Gesicht hat, wird um ein Mädchen herum, wie die Unnette eines ist, keinen Rank machen, weil sie auf einem Fünzigtausender sitzt. An das brauchst du jetzt vorderhand nur so im Vorbeigehen zu denken; in solchen Sachen gibt ein Wort das andere, wenn einer beim A und nicht beim B anfängt und dem Gaul nicht alle vier Eisen auf einmal auflegen will. Sackerment, wäre das ein Fressen, so ein Herrenbauernsitz mit Rotfuchs und Kennwagen! Da wäre dir jeder Schnauf ein Gottvergnügen. Das kann sich einer wie ich am besten ausdenken, der seiner Lebtag in den Schulden wie in einem Dornenhag geseffen hat. Einer, der immer so knapp einen Meter vor dem Geldstag her von einem dürrn Ast auf den anderen gehupft ist und der kein Häuptlein Vieh im Stall ansehen kann, ohne daß ihm ein Ärger den Schlund heraufsteigt, weil doch der Händler, dem er alles schuldig ist, das magere Futtergeldlein zum voraus zur Hälfte in den Klauen hat. — Das alles will ich dir jetzt gesagt haben. Nicht weil ich dich für so ungeschickt halte, wie dein Vater in jungen Jahren gewesen ist. Aber ich hab' in meinem Leben oft genug erfahren, daß einem ein Schick meistens nur ein allereinziges Mal in den Weg läuft.“

Ich muß bei seiner Rede nicht das flügste Gesicht geschnitten haben, denn der Vater bearbeitete mich noch eine ganze Weile mit immer neuen Vorstellungen und weitschweifigen Beweisgründen, wie man es jetzt daheim ganz gut ohne mich machen könne, da nun der Konrad aus der Schule sei und sich das Dienstmädchen in allem, auch in der Nebenarbeit, gut anlasse. Ich schielte währenddem unwillkürlich immer wieder nach der nur angelehnten Küchentür hin und quälte mich darüber, daß die Bene draußen vielleicht jedes Wort hatte verstehen können. Ich wollte über die Sache nachdenken, brachte ich zuletzt ganz kleinlaut vor und ging in den Stall hinaus, wo ich mich auf den Melk-

stuhl niederließ und in tiefsinnigem Brüten dasaß, bis die Vene draußen die blankgeschauerte Milchkanne aufs Stallbänklein hinstellte. Dann raffte ich mich auf und schirrte die beiden Stiere an, denn ich sollte, da das Wetter kühl und regnerisch war, mit Kasterholz in die Stadt fahren.

ren. Bis jetzt hatte der Vater solche Fuhren meist selber gemacht. Es konnte gar kein Zweifel mehr bestehen, er hatte meine Verliebtheit entdeckt und wollte mich jetzt unter allen Umständen von Vene weg haben.

(Schluß folgt.)

Nacht im Dorfe.

Vor dem Fenster steht die Nacht,
Wolken ziehn in schwarzen Bauschen;
Irgendwo ein Käuzchen lacht,
Eichen hinterm Hügel rauschen.

An die Fensterläden pocht
Frech der Wind, die Riegel klirren;
Flackernd blakt der Kerze Docht,
Schatten durch die Kammer irren.

Um mich tanzt in keckem Flug
Leise stirrend eine Mücke;
Dröhnend rollt ein ferner Zug
Ueber eine hohle Brücke.

In der Truhe klopft ein Wurm,
Fern im Kirchspiel heulen Hunde;
Horch — die Uhr im Kirchturm
Kündet dumpf die Geisterstunde.

Josef Kamp.

Feier der Enthüllung eines Grabdenkmals für Henry Dunant in Zürich.

Samstag, den 9. Mai 1931, fand im Friedhofsgarten des zürcherischen Krematoriums eine Weihfeier statt, die in schlichter Einfachheit und doch in würdiger Weise dem Gedächtnis eines Mannes galt, dessen Name der Allgemeinheit heute vielleicht nicht mehr ganz geläufig, dessen Lebenswerk jedoch zu einer die Länder der Welt umspannenden Organisation geworden ist.

Gleich den vielen Flüssen, die dem Herzen Europas, der Schweiz, entspringend, sich nach Norden, Süden, Osten und Westen ergießen und also den großen Blutkreislauf der Welt speisen, — sind Ströme der Menschenliebe, gespeist von eines Mannes leidenschaftlicher Barmherzigkeit, von hier in alle Welt geflossen und haben Segen in jedes Land getragen, das sie berührt haben.

Das rote Kreuz der Menschenliebe ist heute ein Begriff, vor dem sich die gesamte Welt beugt. Ein Begriff, dessen schlichte Fahne über allen buntflatternden Wimpeln der Welt weht, — und unveränderlich wehen wird, was für Verschiebungen und Veränderungen im Staategebilde auch vor sich gehen mögen.

Der Schöpfer dieses Begriffes war Schweizer, Sproß einer alten Genfer Patrizierfamilie — Henry Dunant. Ihm, seinem Gedächtnis, galt die Ehrung auf dem Zentralfriedhof in Zürich.

Seit 1910 ruhte seine Asche schon dort in Reih und Glied mit anderen in der Urnenreihe. Nun aber hat heimatliche Verehrung

und Liebe sie hervorgeholt und ein Denkmal über ihr errichtet, das in ergreifender Schönheit sowohl den Schöpfer, wie sein Werk versinnbildlicht, und das dafür Sorge tragen wird, daß der Name dieses Mannes, dem die ganze Menschheit Dank schuldet, wenigstens in seiner Heimat, der Schweiz, nicht vergessen werden wird.

Die gesamte Schweiz hat ihre Vertreter zu der Enthüllung des Grabdenkmals von Henry Dunant entboten. Zahlreiche Vereine haben ihre Delegierten entsandt, so daß die Feier sich zu einer erhebenden einheitlichen Ehrung des ganzen Landes gestaltete.

Die Initiative, die Asche Henry Dunants ihrer nivellierenden Umgebung zu entnehmen, ist dem Zentralpräsidenten des Schweizer Samariterbundes, Scheidegger, Zürich, zu danken. Einer Anregung folgend, die er vor drei Jahren, zu der Jahrhundertfeier des Geburtsdatums Dunants aussprach, flossen aus allen Teilen der Schweiz dem Komitee reichlich Mittel zu, so daß die Inschrift auf dem schönen Denkmal — einem Werk des Bildhauers Gisler, Bollikon-Zürich — lauten konnte:

„Dem Urheber der Genfer Konvention und des Roten Kreuzes, dem hochherzigen Verfasser von „Un Souvenir de Solferino“, und dem Träger des ersten Nobelpreises des Friedens zur Erinnerung aus nationalen Spenden errichtet.“

Scheidegger war es auch, dem die ehrenvolle Pflicht oblag, das Grabmal Henry Dunants